Zwei Justizmorde.

Einem Vortrage, der an der Wiener Universität über „Justizmorde und über Entschädigung schuldlos Verurtheilter oder Verhafteter" von Dr. Heinrich Jaques gehalten und später in der „Augsb. Allg. Ztg." veröffentlicht wurde, entnehmen wir die nachstehenden Daten über zwei der interessantesten Fälle eines Justizmordes:

Der erste ist der Fall Jean Calas, der insbesondere durch Voltaire zu welthistorischer Bedeutung gelangt ist. Jean Calas war ein achtbarer protestantischer Kaufmann zu Toulouse, seine Frau eine hochgebildete, würdige Dame, aus der Familie der Montesquieu hervorgegangen; Beide ihrem Glauben treu anhängend, dabei aber human und tolerant, wie sich dies am besten dadurch bethätigte, daß eine Dienstperson katholischen Glaubens im Hause eine hervorragende Stellung inne hatte. Und als der eine Sohn, Louis, zum katholischen Glauben überging, da konnte auch dies seine Familie nicht von ihm trennen, indem er vielmehr von seinem Vater auch fernerhin die wirksamste Unterstützung im geschäftlichen Leben erhalten hat. Der zweite Sohn, Marc Antoine, gedachte sich dem Berufe des Rechtsanwalts zuzuwenden, hatte die entsprechenden Studien gemacht, war auch rednerisch begabt; er konnte aber trotzdem die Advocatur nicht erlangen, weil dazu in jenen Zeiten das Zeugniß der Katholicität gefordert wurde, er aber gleich den Eltern Protestant war und einen Glaubenswechsel nicht vornehmen wollte. Diese Lage wirkte auf den ehrgeizigen jungen Mann außerordentlich tief und lebhaft ein, und so mag es gekommen sein, daß er, nachdem er zum Geschäfte seines Vaters zurückgekehrt war, schwermüthig wurde, sich abwechselnd sehr weltlichen Freuden hingab, um dann in Melancholie zurückzuversinken, mit einem Worte, daß er offenbar in die Gemüthsstimmung gerieth, welche Den zu erfüllen pflegt, der sein Lebensziel verfehlt hat, oder nicht glaubt, erreichen zu können.

An einem Abende — es war der des 13. Oktober 1761 — saßen nun Jean Calas und seine Frau, der Sohn Pierre, jener Marc Antoine, von dem soeben die Rede war, endlich ein erst kürzlich angekommener Freund desselben, Lavaisse, bei dem Abendessen friedlich zusammen. Plötzlich geht Marc Antoine aus dem Zimmer und kehrt nicht mehr zurück. Als sich kurz darauf die Familie trennt, der junge Lavaisse und Pierre über die Stiege hinuntergehen, da finden sie bei zwei offenen Flügelthüren, über welche eine Stange gelegt ist, den jungen Mann erhängt.

Die Eltern, welche die ersten Schreckensrufe vernehmen, stürzen, wie selbstverständlich, in größter Bekümmerniß hinunter; Pierre wird in fliegender Eile ausgesendet, um einen Arzt oder Chirurgen zu rufen; der Vater aber ruft dem Sohne rasch die verhängnißvollen Worte zu, er solle lieber nicht erwähnen, daß ein Selbstmord stattgefunden habe, solle die Frage, wie der Tod erfolgte, lieber zweifelhaft lassen; dies aber deshalb, weil nach den gesetzlichen Bestimmungen der damaligen Zeit der Selbstmord als ein Schande bringendes Verbrechen angesehen, der Selbstmörder an den Galgen geschlagen und sein Besitzthum zu Gunsten des Staates confiscirt wurde. In der Bevölkerung, die überhaupt religiös erregt, damals aber um so erregter war, weil das Ereigniß nahe der Zeit stattfand, da in Toulouse die 200jährige Gedenkfeier einer großen Protestanten-Massacre vor sich gehen sollte, in der Bevölkerung der Stadt verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der junge Mann sei erdrosselt worden, und zwar durch seine Angehörigen, und aus dem Grunde, weil er, wie sein Bruder Louis, die Absicht gehabt habe, zum Katholicismus überzutreten. Der Bürgermeister („Capitoul") von Toulouse, David, mit der Untersuchung betraut, selbst ein religiöser Fanatiker, nahm alsbald denselben Standpunkt ein, und, um kurz zu sein, nach wenigen Tagen war die Meinung die allgemeine, zugleich auch die die acht Richter von Toulouse beherrschende, der Vater des jungen Mannes — eine Zeit lang vermuthete man, auch die Mutter — sei der Mörder seines Sohnes, welchen bei der That wahrscheinlich der junge Freund Marc Antoine's, Lavaisse, unterstützt habe. Die außerordentliche Unwahrscheinlichkeit, die in der ganzen Vergangenheit und in dem Charakter des Mannes lag, in seiner toleranten Gesinnung, in seinem Alter — er zählte 68 Jahre — in der Schwierigkeit endlich, den jungen, notorisch besonders kräftigen Mann zu bewältigen: all' das wurde nicht weiter berücksichtigt. Immerhin mag zu dem beispiellosen Verdacht auch noch der Umstand mit beigetragen haben, daß der tief gekränkte und gebeugte Vater gegenüber einer so gearteten Anklage wohl nicht einmal Worte finden konnte, um sich zu vertheidigen; mit einem Wort, das Todesurtheil wurde gesprochen und vollzogen. Und so weit ging die Meinung, ging das unselige Vorurtheil Aller, daß selbst der Priester, der ihn zum Schaffot begleitete, ihm zurief, er solle doch nunmehr, im letzten Augenblick wenigstens, ein Bekenntniß ablegen, um seine Seele zu befreien, worauf er mit den schönen Worten entgegnete: „Hochwürdiger Herr, können denn auch Sie glauben, daß ein Vater seinen Sohn zu tödten vermag?" Das Ereigniß machte Sensation in Toulouse selbst; es verbreitete sich, zumal der eine der Söhne nach der Schweiz flüchtete, bis nach Ferney, wo Voltaire damals lebte. Und nun wurde dieser der Vertheidiger des ungerecht Verurtheilten, der Vertheidiger seiner Ehre, seines Andenkens. Es ist im höchsten Grade fesselnd, in den Briefen Voltaire's aus den Jahren 1861 bis 1763 die begeisterte Humanität zu constatiren, mit welcher er sich dem Liebeswerke widmete. Er war es, der die unglückliche Wittwe bewog, nach Paris zu gehen und alle nur erdenkbaren Schritte zu thun; er war es, welcher eine Sammlung einleitete, damit diese Schritte gethan werden konnten und die Familie, die ja durch die Confiscation des väterlichen Besitzthums verarmt war, vor Noth geschützt sei; er war es auch, der schließlich durchsetzte, daß, nachdem drei hervorragende Pariser Advokaten, darunter Elie de Beaumont, die Führung der Sache übernommen und alles Beweismaterial, welches sich nur irgendwie erbringen ließ, gesammelt hatten, am 9. März 1763 der königliche Staatsrath, unter Mitwirkung sämmtlicher Minister der Krone Frankreichs, nach der genauesten und eingehendsten Prüfung der Acten erkannte und öffentlich verkündete: das Urtheil sei null und nichtig, Jean Calas sei unschuldig gewesen.

Der zweite ist der berühmte Fall Lesurque, an welchen immer angeknüpft werden wird, wenn in der modernen Wissenschaft oder bei der Berathung neuerer Gesetze von Justizmorden die Rede ist.

Lesurque war ein wohlhabender junger Mann aus Douai in Frankreich, in den besten Verhältnissen, der, nachdem er zuerst in der Armee gedient, dann in seiner Vaterstadt ein administratives Ehrenamt bekleidet hatte, mit Frau und Kindern nach Paris zog, um dort von einer Jahresrente von 15,000 Fr. mit den Seinigen zu leben. Nun ereignete sich eines Tages — es war am 27. Oktober 1796 — das Folgende: Früh Morgens ritten vier Reiter aus Paris hinaus in der Richtung gegen Lyon, nach Melun; sie brachten den Tag in verschiedenen Gasthäusern und Casinos der am Wege liegenden Ortschaften zu, wo sie natürlich von verschiedenen Personen gesehen und sogar von einigen recht genau gesehen wurden; dies letztere aber deshalb, weil der Eine einmal die Kette an seinem Sporn verlor und sich in einem dieser Gasthäuser den Sporn wieder befestigen ließ; weil ferner ein Anderer einmal seinen Säbel hatte liegen lassen und ihn später, zurückreitend, wieder abholte.

Am Abend des Tages nun, als der Courier de Lyon, die damalige Mallepost, anlangt, wird dieselbe an einem Abhange von den vier Männern überfallen. Der Courier selbst, sowie der Postillon werden getödtet; der einzige Passagier aber, welcher bei dem ersteren saß, nimmt mit jenen im Bunde, an dem Mordacte Theil und kehrt dann, auf dem einen der Pferde des Postwagens reitend, mit den vier anderen und den geraubten Werthen nach Paris zurück. Selbstverständlich wird sofort mit jedem nur möglichen Eifer die Verfolgung eingeleitet; dadurch, daß ein junger Mann, Namens Courriol, die Pferde, welche Miethpferde gewesen, dem Verleiher zurückbringt, wird derselbe sofort als ein Betheiligter erkannt und verhaftet, zugleich mit ihm aber auch ein gewisser Guesno, der sich zufällig gerade bei ihm findet, und zu welchem Lesurque in freundschaftlichen Beziehungen stand. Der Friedensrichter Daubenton in Paris nimmt nun die Untersuchung vor; er entläßt alsbald jenen Guesno, weil dieser sein Alibi unwiderleglich darthut, bestellt ihn aber auf einen nächsten Tag, damit er seine ihm abgenommenen Papiere abhole. Guesno trifft auf dem Wege zu dem Richter zufällig mit Lesurqe zusammen und fordert den Freund auf, ihn zu begleiten. Dies geschieht. Der Friedensrichter hat mittlerweile für dieselbe Zeit alle die Personen zu sich beschieden, welche an dem verhängnißvollen Tage in der Lage gewesen waren, in den kleinen Dörfern von Paris bis gegen Melun hin jene vier Reiter, die präsumtiven Raubmörder zu sehen.

Und wie nun im Vorzimmer Daubenton's sowohl Guesno als Lesurque gleichzeitig mit den erschienenen Zeugen auf Einlaß warten, erklären zwei von den Dienstmädchen aus jenen Gasthäusern der Umgegend sofort, die zwei Anwesenden gehörten zu den Reitern von damals, also zu den Thätern. Daubenton, ein gewissenhafter Mann, ermahnte sie, mit sich zu Rathe zu gehen; er stellte ihnen vor, was solche Aussagen zu bedeuten haben; sie bleiben aber mit der größten Bestimmtheit bei ihren Angaben, und an sie schließt sich im weiteren Verlauf eine lange Reihe von Zeugen, welche alle übereinstimmend bestätigen, sie hätten Lesurque gesehen, sie erkennen ihn, er müsse einer der Thäter des auf der Straße nach Lyon verübten Raubmordes sein.

Die innere Unwahrscheinlichkeit, daß ein Mann, der, nach den Begriffen jener Zeit, in den besten Verhältnissen lebt, der auch nicht den entferntesten Grund hat, ein Verbrechen dieser Art zu begehen, dessen Antecedentien einen solchen Gedanken völlig ausschließen, eine so monströse That dennoch begangen haben solle: diese innere Unwahrscheinlichkeit wird völlig außer Betracht gelassen; ja, es ergiebt sich eine Thatsache, welche das Schicksal des unglücklichen jungen Mannes in einem einzigen Momente der Verhandlung geradezu besiegelt. Ein Freund Lesurque's, der Juwelier Legrand, erbietet sich als Entlastungszeuge, um den Beweis zu führen, daß an dem kritischen Tage Lesurque mehrere Stunden in seinem Geschäfte zugebracht habe, also nicht am Thatort gewesen sein könne; um seine Angabe zu verstärken und glaubwürdiger zu machen, beruft er sich auf sein Buch, da Lesurque an diesem Tage auch einen Einkauf bei ihm gemacht habe. Das Datum des Tages war nach der revolutionären Zeitrechnung der 8. Floreal. Man bringt das Buch zu Gericht und findet, daß allerdings der 8. Floreal und Lesurque als Käufer an jenem Tage vorkommen, aber in einer Weise durch Radirung hineingesetzt, daß ursprünglich der 9. als Einkaufstag eingetragen gewesen sein müsse, indem die Spuren der radirten Neun noch über oder neben der Zahl Acht zu Tage treten. Von diesem Momente an herrscht eine solche Entrüstung auf Seiten des Richtercolegiums, ist man so überzeugt, daß der Versuch gemacht werden soll, das Gericht in die Irre zu führen und daß dies offenbar nur durch Bestechung von Seiten Lesurques geschehen sein kann, daß von da ab alle Aussagen, die zu seinen Gunsten abgegeben werden, auf die Richter gar keinen Eindruck mehr machen. Courriol gesteht das Verbrechen ein und erklärt ausdrücklich, er selbst sei schuldig, Lesurque aber unschuldig; die Geliebte des Courriol meldet sich bei dem Gerichte, um eingehende Mittheilungen zu machen und auch die ihr bekannten anderen Thäter zu bezeichnen, ja dieselben mit Namen zu nennen. Alles vergebens; es wird das Todesurtheil über Lesurque gesprochen.

Ernste Zweifel waren indeß in der Seele manches Richters und vieler Anwesenden aufgetaucht; Bedenken, auf solcher Grundlage eine Hinrichtung zu vollziehen, wurden rege, und man legte den Akt dem Rathe der Fünfhundert, dem damaligen corps legislativ, vor. Da ist es denn charakteristisch für die Zustände des republikanischen Frankreich in jenen Tagen, daß, nachdem das Begnadigungsrecht ebenso abgeschafft war wie der König, das corps legislativ kurz und bündig erklärte, über das Urtheil der Jury hinaus gebe es nichts; die höchste Autorität, das Volk selbst, habe gesprochen, das Urtheil müsse vollstreckt werden. Und das Urtheil ward vollstreckt. Jener erwähnte ehrbare Friedensrichter, dem mittlerweile selbst die schwersten Bedenken aufgestiegen waren, machte es nun, von Gewissensskrupeln bedrängt, durch einige Jahre förmlich zu seiner Lebensaufgabe, der Sache auf den Grund zu kommen. Und der Schluß des Dramas ist, daß man nach langer Nachforschung die Thäter sämmtlich entdeckt und daß sich herausgestellt hat, es sei Lesurque wegen seiner Aehnlichkeit mit dem wirklichen Thäter, einem gewissen Dubosc, verwechselt worden, eine Aehnlichkeit, welche hauptsächlich dadurch herbeigeführt worden ist, daß Dubosc an dem Tage des Attentats eine blonde Perrücke aufgesetzt hatte. Dubosc ward verurtheilt, er gestand schließlich die That; Lesurque und seine Familie waren das Opfer eines verhängnißvollen Irrthums der Richter geworden.

Auch da versuchte man nun alles Mögliche, um die Familie zu rehabilitiren. Der französische Criminalprozeß kennt keine Wiederaufnahme des Strafverfahrens in Fällen solcher Art; es war somit die Unmöglichkeit einer Revision des Prozesses gegeben. Es wurde zwar so viel als möglich — die Sache spielt bis in das Jahr 1859 — Erstattung geleistet, aber der erschütternde Justizmord selbst, dessen Wirkungen sich am besten dadurch charakterisirten, daß die Mutter und die Gattin des Lesurque wahnsinnig geworden waren, bleibt als ein Wahrzeichen menschlicher Schwäche bestehen.

Der historische Festzug in Bern.

Die Bundeshauptstadt Bern hat nicht hinter der Kantonshauptstadt Zürich zurückstehen mögen, und wie die letztere ihr Sechseläuten mit alter Pracht und vielem Glanz in Scene gesetzt hat, so hat auch Bern uns am 18. Mai in einem historischen Festzuge die Haupthaten seiner Geschichte vor Augen geführt. Die Bewegung, welche die Schweizerstädte nach dieser Richtung hin ergriffen hat, steht in einem gewissen ideellen Zusammenhang mit der Eröffnung der Gotthardbahn. Man sieht, daß die Augen Europa's sich wieder mehr auf die Schweizerlande richten, und so will man denn auch seinerseits wieder an die großen historischen Erinnerungen anknüpfen.

Von allen Seiten führten die zahlreich eingelegten Extrazüge Besucher nach Bern und die Landstraßen zogen lange Colonnen von Wagengefährten aller Art entlang, welche die Bewohner der Berge und der freundlichen Dörfer der Stadt zuführten.

Dem Festzuge selbst lag die Idee zu Grunde, die Geschichte Berns von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart und vielleicht auch die Zukunft hinein zur Anschauung zu bringen.

Der Zug wurde mit einer Gruppe aus den Zeiten der Pfahlbauten eröffnet. Voran ritten drei Herolde, mit Schafpelzen und mächtigen Hörnern auf dem Haupte geschmückt und mit Stein-, Bronze- oder Eisenwaffen bewehrt, so den Charakter der drei Perioden aus der frühesten Geschichte der Menschen zeigend. Die Männer, welche dem ersten Wagen voranschritten, trugen Tuben aus Hörnern und Seemuscheln, der Wagen, auf welchem sich eine Hütte aus Weidengeflecht erhob, an welcher alle Geräthschaften der Pfahlbautenbewohner angebracht waren, wurde von sechs starken Stieren gezogen. Mächtige Gestalten umgaben das Gefährt, auf welchem sich eine ganze Familie heimisch gemacht hatte. Daran schlossen sich Pfahlbauer zu Fuß und zu Pferd und den Beschluß dieser Gruppe machte ein Wagen, der den See darstellte, auf welchem die Bewohner im Einbaum dahinfuhren. Die nächste Abtheilung führte uns hinüber in die ersten Kämpfe der Helvetier mit den Römern unter dem kühnen Fürsten Diviko. Auch diese Gruppe war außerordentlich wirksam arrangirt und machte einen vortrefflichen Eindruck. Mit diesen beiden Gruppen war der Vorzeit Genüge geschehen, und jetzt wurden wir sofort zu dem Beginn des Mittelalters und der Gründung Bern's hinübergeleitet.

Ein stattlicher Zug stolzer Ritter kam in prächtigen Rüstungen daher, der Herzog Berchthold von Löhringen mit Guno von Babenberg, die hohe Fürstin in ihrer Mitte heim vom Jagdzug führend. Das Waidmannsglück ist den Fürsten günstig gewesen, die Jagdleute führen auf dem Schlitten einen mächtigen drei Centner schweren Bären einher, und nun ist auch der Name für die neue an der Aar gegründete Stadt gefunden; sollte sie doch nach dem Thiere genannt werden, das bei dem heutigen Zuge würde zuerst erlegt werden. Knappen, Ritter Hörige ꝛc. schließen mit der Meute den Zug, und zeigt sich uns die Gründung der Stadt Bern selbst, die aus kleinen Anfängen heraus alsbald einen so mächtigen Aufschwung nehmen sollte, daß sie den Neid der Adeligen in der Umgegend erregte und nicht nur in wiederholte Kämpfe mit diesen selbst, sondern auch mit dem Hause Oesterreich gerieth. Die nächsten Bilder zeigen uns das Gefecht an der Schloßhalle im Jahre 1288, an welchem Venner Brüggler und Walo v. Greyerz mit ihren Reisigen Theil genommen haben. Dann werden wir zu dem Gefecht am Donnerbühl 1298 und nach der Schlacht von Laupen hinübergeführt. Der ganze Apparat mittelalterlichen Rüstzeuges wird hier vor unseren Augen entfaltet, wir sehen die berühmtesten Anführer in diesen Streitzügen mit ihren aus allerlei Kriegsvolk gemischten Horden, wir erblicken die damals so gefürchteten Sichelwagen, die an allen Seiten mit scharfen Sicheln, dem Igel gleich, gespickt sind, und auf denen oben Abtheilungen Geharnischter mit Morgensternen, Streitäxten ꝛc. stehen, um das Werk der Vernichtung zu vollenden. Den Schluß der kriegerischen Abtheilungen macht eine Gruppe aus dem Guglerkrieg 1375, in welchem die Berner einem von den wilden Guglern bedrohten Nonnenkloster zu Hülfe kamen und die Frauen aus den Händen der wüsten Gesellen befreiten.

Wir treten nun in das neuere Zeitalter mit einem Bilde aus der Reformation ein. Die berühmten schweizer Reformatoren Calvin, Murner, Anshelm, Haller ꝛc. sind in lebhafter Discussion über einige Glaubenssätze begriffen, der Geist der religiösen Freiheit wird entzündet; doch auch hier trägt die ausgestreute Saat falsche Frucht. Auch in diesen Gegenden haben sich die Bauern zum Kampf aufgemacht und in buntem Gemisch ziehen die grotesken Gestalten mit Waffen aller Art, wie sie der Zufall in die Hand gegeben, vorüber.

Die nächste Abtheilung zeigt uns die Reise einer Armendeputation zur Tagsatzung nach Baden, die mit aller der Feierlichkeit unternommen wird, welche der Zeit Ludwig's XIV. eigen war. Dann kommen wir zu den Ereignissen der französischen Revolution. Wir sehen hier die Gestalten aus den Heeren eines Pichegru und Demourez an uns vorüberziehen, jede einzelne charakteristisch ausgestattet und für sich zu einem Genrebilde geeignet. Dann werden wir noch Zeuge des erhebenden Tages von dem Gefecht am Grauholz, an welchem der tapfere Schultheiß von Bern, v. Steiger, den Versuch wagte, den Franzosen den Eingang in das Bernerland zu verlegen und an welchem mehr als 7000 Berner diese Kühnheit mit dem Tode büßten. Der Frieden ist nun eingekehrt, der kriegerische Geist hat nachgelassen und das Militärwesen der Schweiz nimmt Formen an, die uns heute fast ganz unmöglich erscheinen wollen. Groteske Erscheinungen aller Art ziehen an uns vorüber, wir sehen da die Sappeure, Tambour, Schützen, Füsiliere und Kanoniere, so wie die Milizen bunt durch einander gewürfelt, welche ein beredtes Zeugniß für die Nothwendigkeit ablegen, daß auch für die Schweiz durchaus eine Neuorganisation des Heeres geboten war.

Und damit sind die ernsten Gruppenbilder beendet. Der Humor tritt nunmehr in seine Rechte, und zunächst erscheinen vor uns reizende Idylle aus dem Leben der Bewohner der Alpenwelt. Wir sehen die Scenen an der Arbeit, hören die Glocken der Heerden und nehmen Theil an den ländlichen Festen, dem Kibli, dem Unterricht in der Schule u. s. w. Dann werden wir noch in die ferne Zukunft hinüber geleitet.

Wir sehen den Luftballon als werthvolles Mittel zur Reclame benutzt, die Velocipeden für eine und zwei Personen als die eigentlichen Transportmittel der Zukunft, haben den seltenen Genuß der extravagantesten Moden vor uns und können mit getheilter Empfindung wahrnehmen, wie die Cafe-Chantants zur höheren Erziehung der Jugend dienen. Damit ist der Schluß des Zuges erreicht, dem viele Tausende von Menschen dicht gedrängt in den Straßen beiwohnten, ohne daß irgend eine polizeiliche Maßregel nothwendig erschien. Während der ganzen Zeit des Durchganges durch die Straßen durcheilten Mitglieder des Comites die Menge, um milde Spenden für die Armen einzusammeln, und mächtige mit Kattun bespannte Wagen fuhren an den Häusern entlang, um ebenfalls als Sammelbüchsen zu dienen. Reichlich wurde von allen Seiten gegeben, und so mag die Mühe, welche von allen Betheiligten aufgeboten worden ist, manche Thräne der Armen trocknen helfen.

Plauderei eines Henkers.

Obgleich es eine ausgemachte Sache zu sein scheint, daß Guiteau am letzten Tage dieses Monats von Crocker, dem „Warden" des Washingtoner Gefängnisses, gehängt werden wird, zumal da derselbe in diesem Handwerke eine hinlängliche Uebung hat, wird auch der berühmte New Jersey'er „Hangman" James Van Huyse als der muthmaßliche Henker Guiteau's genannt.

Dieser Van Huyse, welcher die Stellung eines Janitors des Gerichtsgebäudes in Newark, N. J., bekleidet, wurde kürzlich von einem New Yorker Berichterstatter besucht. Er führte denselben in sein „Kunstcabinet", welches mit einer großen Anzahl theils schon gebrauchter, theils noch ihrer Bestimmung harrender Stricke und sonstiger Geräthschaften ausgestattet ist. In diesem nur schwach beleuchteten und einen unheimlichen Eindruck machenden Zimmer plauderte der Henker über seine Carriere als solcher und wies auf die Stricke, welche er bei den Hinrichtungen gebraucht hatte, gleichsam wie auf Illustrationen zu seinen Mittheilungen, hin. An den Stricken, sowohl an den gebrauchten, wie an den noch ungebrauchten, schien, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, des Henkers Herz zu hängen. Er betrachtete sie gleichsam mit zärtlichen Blicken, machte den Reporter auf ihre Stärke und sonstige Beschaffenheit aufmerksam und legte sie spielend zu einer Schlinge zusammen. Er deutete auch an, daß er bereits für Guiteau einen Strick besitze, obgleich er noch keineswegs wisse, ob er zu der Ehre berufen sein würde, den Präsidentenmörder aus der Welt zu schaffen.

„Die Hinrichtungen, die ich vollzog," fuhr er fort, „sind immer glatt verlaufen. Ich habe mich nämlich von jeher mit besonderer Vorliebe mit der Handhabung von Stricken befaßt, wie ein Jeder seine Lieblingsbeschäftigung besitzt. Und ich verstehe in der That, Stricke zu handhaben. Die erste Hinrichtung, welche ich vollzog, fand zu New Brunswick statt. Ich arbeitete als Zimmermann an dem Galgen, an welchem der Neger Fox gehängt werden sollte, und da sich Niemand anders dazu fand, so besorgte ich auch das Uebrige. Bald darauf hängte ich Bridget Durgan, die verstockteste Sünderin, welche mir jemals vorgekommen ist. Bis jetzt habe ich dreizehn Hinrichtungen vollzogen, und der einzige Fall, in dem ich irgend welche Sympathie für den Delinquenten empfand, war derjenige George Butts'; denn ich bin noch heute der Meinung, daß derselbe nur recht handelte, als er Pet Halsted erschoß. Ich bewahre übrigens bei den Hinrichtungen stets meine volle Ruhe, und Niemand wird jemals bemerkt haben, daß meine Hände zitterten, wenn ich einem armen Sünder die Schlinge um den Hals legte. Weshalb sollte ich auch aufgeregt sein, zumal wenn ich weiß, daß Alles in bester Ordnung verlaufen wird. Die Leute sprechen oft von aufregenden Scenen unter dem Galgen. Ich habe niemals einer solchen beigewohnt. Der Delinquent sagt in der Regel nichts Anderes als: „Good-bye!" oder „Gott sei meiner Seele gnädig!" oder etwas Aehnliches; dann schwebt er zwischen Himmel und Erde, und Alles ist vorbei. — Was aber die Hinrichtung Guiteau's betrifft, so haben allerdings einflußreiche Leute in Vorschlag gebracht, daß dieselbe durch mich vollzogen werden sollte. Im Uebrigen ist darüber noch nichts Definitives beschlossen worden."

Bei der Schloßfrau von Rastenfeld.

„Fräulein Geistinger angekommen?"

„Diese Treppe, Nr. 25."

Das war die Einleitung zu dem kühnen Unternehmen, eine Frau, die um halb 11 Uhr Vormittags von San Francisco in Wien eintrifft, um ¾11 Uhr zu überfallen.

Aber Frau Geistinger ist immer „fix und fertig" und während man sich vor ihrer Thür noch einmal das Verwerfliche, das Grausame eines solchen Ueberfalles zu Gemüthe führt und mit ihrer Begleiterin verhandelt, ja schon reuevoll umkehren möchte, steht sie plötzlich selbst zwischen Thür und Angel, geschniegelt und gebiegelt, so adrette, als wollte sie eben als Salondame in irgend einem Conversationsstücke aus den Coulissen auf die Bühne treten.

Ja, so war sie immer! Immer auf dem Platze. Sie fehlte nie; sie hatte Migräne, nie Launen; sie ließ niemals absagen und niemals Nummern streichen, niemals war sie erschöpft. Die strikte Pflichterfüllung selbst und die Gefälligkeit darüber hinaus dazu. Auch in dieser Richtung war sie die Einzige, so wie in künstlerischer Beziehung in ihrem eigentlichen Fache man lange vor ihr und noch heute nach ihr Ihresgleichen nicht sah.

„Bitte, nur immer herein!"

„Und wie ist es gegangen und wie geht es?"

„Gut, wie Sie sehen! Europalustig, nicht Amerikamüde. Es freut mich, daß ich wieder da bin, und es reut mich nicht, daß ich drüben war. Was wollen Sie mehr?"

Jawohl, man braucht sie nur anzusehen, um zu wissen, daß ihr Alles nach Wunsch gelungen. Man wäre leicht versucht, hier Etwas von „ewiger Jugend" oder „Unverwüstlichkeit" zu sagen. Das ist aber einer verständigen Frau gegenüber nicht am Platze. Es muß jedoch gesagt werden, daß die Geistinger am Tage nach einer Weltreise aussieht, als wäre sie um 10 Uhr Morgens aus ihrem Boudoir in Rastenfeld hinausgetreten auf ihre Frühstücks-Terrasse. So frisch und munter in angenehmer Fülle, die nichts mit jener Beleibtheit zu thun hat, welche die Beweglichkeit behindert; so ohne alle Künste der Toilette, das blonde Haar schlicht geordnet, mit dem bekannten freundlich ansprechenden Auge und dem hübschen Gesichtsoval, das durch Abrundung noch gewonnen hat. Jawohl, die Frau kann nur älter werden in Liebenswürdigkeit.

„Aber was ist das? Sie tragen ja die rechte Hand eingebunden?"

„Leider! Aber es ist keine Gefahr dabei. Um doch etwas Apartes zu haben, ließ ich mir auf dem Schiffe, da dies schon so vielen Andern bei Eisenbahn-Waggonthüren geschehen ist, bei einer Cabinenthüre den Finger quetschen. So flach war er, wie ein Blatt Papier — da an der Spitze — es ist überstanden und bald wird es ganz gut sein."

„Und sollen wir nun englisch reden?"

„Ach, ich habe wenig davon gelernt. Ich hatte keine Zeit dazu. War es doch nicht anders in Amerika, als hätte ich eine Gastspielreise in Deutschland gemacht. Ueberall Deutsche, wohin ich kam. Höchstens daß man auch drüben in den verschiedenen Städten merkt, ob daselbst Nord- oder Süddeutsche in der Mehrzahl sind. In Chicago glaubte ich in Norddeutschland zu sein; in Baltimore hingegen sprach man mich bei meinem Eintreffen zwar feierlich und durch eine Deputation, aber doch so echt wienerisch an, daß ich glaubte, in Hernals zu sein. Selbst in San Francisco war es mir, als wäre ich in Wien. Als ich dort meinen Fuß aus dem Waggon setzte, begrüßte mich ein bärtiger alter Mann mit einem prachtvollen Blumen-Bouquet und einem „Grüße aus Kärnten". Ach, San Francisco! Welche Stadt, welches Leben! Dort hat es mir am besten gefallen. Nie vergesse ich die Einfahrt durch Golden gate und den Anblick der goldenen Stadt und das fröhliche Treiben daselbst, das in Europa nur in Wien und Paris Seinesgleichen hat."

„Und die Geschichten, die man von Salt Lake City und den Vorstellungen im Schoppen, welche die Indianer mit ihrer Gegenwart verherrlicht haben, in den Zeitungen las?"

„Sie sind wahr. Mehr noch als das Spielen vor solchem Publikum hat mich der Besuch der Niederlassungen der Indianer ergötzt. Wir haben uns mit Lust in den Wigwams herumgetrieben."

„Und mußten Sie, selbst einem deutschen Publikum in Amerika gegenüber nicht doch Concessionen machen im Gebrauche des österreichischen Dialektes?"

„Durchaus nicht! Wir konnten in Possen und Operetten uns der unverfälschten Laute des echten Wienerthums bedienen. Jedermann verstand uns, und gerade unsere „wienerischen Gspaß" waren das Entzücken unserer Zuhörer. Man machte uns das ebenso gerne nach, als man sich am Zuhören delectirte. Freilich, die Amerikaner, die sehr zahlreich die Operetten besuchten, mußten ihren Nachbar fragen: „Was hat sie gesagt?", wenn so etwas urwüchsig Wienerisches von unseren Lippen kam. Wenn sie's auch trotz der Erklärung, die man ihnen gab, nur halb verstanden, so waren sie doch ganz belustigt und befriedigt. Wahrhaftig, an uns hat es nicht gefehlt und auch nicht an dem guten Willen unseres Publikums, wenn nicht, so wie das Französische die Weltsprache der Diplomatie ist, das Wienerische die Weltsprache der Lustigkeit wird."

„Und die hochdeutschen Stücke, die Tragödien?"

„Wir konnten deren nicht viele geben, da wir ohnehin ein Personal von achtundvierzig Personen auf unserm Reise-Etat hatten. So spielten wir zumeist nur „Cameliendame" und „Messalina."

„Und nun Sie wieder in Europa sind, wieder in Wien...."

„Die Wiener, bei denen ich meine Laufbahn begonnen, die sollen auch die Zeugen meines Abschiedes von der Bühne sein. Ich kann jetzt hier nicht spielen. Ich gehe nach Kärnthen, und schon am 30. August schiffe ich wieder hinüber über das große Wasser. Noch eine Amerika-Reise — die letzte! Dann kehre ich zurück und nehme hier in Wien Abschied von der Bühne. Die Geistinger weiß, was sie will und was sie thut, und wenn sie etwas sagt, so hat sie es überlegt. Ich kann die „falschen Abgänge" auf der Bühne und im Leben nicht leiden."

„Und Ihre Heirath?"

„Gut, daß Sie davon sprechen. Bitte, dementiren Sie das mit Händen und Füßen! Herr Amberg war mein Impresario. Mit einem solchen hat man viel zu viel in Contracten zu machen, als daß man auch noch zu einem Ehe-Contracte Zeit hätte. Ueberhaupt aber — was das Heirathen betrifft — einfürallemal — der Mensch weiß zwar nie, was ihm plötzlich für ein Unglück passiren kann — aber geheirathet habe ich nur einmal und nie wieder!"

„Und nun sehe ich das Frühstück servirt — Ihr Damenbesuch, dem ich Sie schon für zu lange entzogen habe, wird mich verfluchen — Vergebung — ich gehe ...."

„Kommen Sie nur immer wieder!"

Und so entließ mich die „schöne Helena."

Höllrigl.

Ein bäuerliches Nachtstück

erzählt Hermann Hartmann in der „Europa" in seinen „Erinnerungen eines westphälischen Dorfarztes". Eine tiefe Trauer erfüllt mich jedesmal, wenn ich in einzelnen bäuerlichen Familien sehen muß, wie lieblos und unkindlich die jungen Leute die Aeltern behandeln, wie sie ihnen den warmen Platz hinter dem Ofen, welchen diese sich ehrlich verdient haben, mißgönnen, wie sie ihnen die leckeren Bissen, die das Alter liebt, gern wieder vom Munde wegnehmen möchten. Ach, denke ich dann immer im Interesse der jungen Leute, wenn ich erfahren muß, daß heftige Wortwechsel, ja Thätlichkeiten sich ungescheut vor den Augen und Ohren ihrer Kinder abgespielt haben, wie könnt Ihr, wenn Ihr selbst alt geworden seid, erwarten, daß Euch Euere Kinder anders behandeln werden, als Ihr Euere Aeltern behandelt? Sie werden Eure gelehrigen Schüler und was wird das Ende sein? Kann ein Hauswesen gedeihen, wenn ihm der Segen fehlt, welchen Gott der Erfüllung des vierten Gebotes verheißen hat? Mir fällt immer dabei die Geschichte des alten Tecklenburgischen Grafengeschlechtes ein, wo stets der Erbe Nikolaus den regierenden Vater Nikolaus entthront, ihn in's tiefe Burgverließ wirft und ihn Jahre lang gefangen hält, und wo sich dieses von Geschlecht zu Geschlecht wiederholt, bis die Natur, entsetzt über den Frevel, zuletzt dem Geschlecht den Erben versagt, damit es aussterben kann. Der Leser glaube aber nicht, daß solche Nachtstücke sich nur unter entarteten Geschlechtern zugetragen haben. Sie kommen selbst heut zu Tage noch im bäuerlichen Leben vor, wie ich's erlebt habe. In einer mir bekannten Bauernfamilie war das Leben ein entsetzlich rohes, Streit bis zu Thätlichkeiten zwischen den alten und jungen Leuten, und wüstes Zechen an der Tagesordnung.

Zu dem alten Bauer wurde ich eines Tages mit dem Bemerken gerufen, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei und er anscheinend beide Beine gebrochen habe. Ich fand den alten Mann, von heftigen Schmerzen gefoltert, auf seinem Bette liegend. Sein Sohn war abwesend, die Schwiegertochter stand sichtbar verlegen am Bette. Bei der angestellten Untersuchung stellte es sich heraus, daß beide Oberschenkel unmittelbar über den Knieen gebrochen waren. Als ich mich nach der Ursache der sehr schweren Verletzung erkundigte, will die Schwiegertochter nicht mit der Sprache heraus und der Alte verwickelt sich in seinen Angaben derartig, daß ich einsah, man wolle mir die Ursache verheimlichen. Zunächst mußte ich Hülfe holen und schickte daher die Schwiegertochter mit dem Auftrage fort, solche zu holen. Noch einmal drang ich nun in den alten Bauer, mir die wahre Ursache seines Unfalls zu gestehen. Da vernahm ich zu meinem großen Entsetzen, daß ihm sein eigener Sohn während eines heftiges Streites beide Beine zerschlagen habe. Der Unmensch hatte die oft wiederholte Drohung, dem Vater auf diese Weise von seinem Wirthshauslaufen abhalten zu wollen, im Jähzorn ausgeführt. Als ich Anzeige zu machen drohte, faßte mich der Alte fest am Arme und beschwor mich, still zu sein, die Schande und der Schaden falle von dem bestraften Sohn auf die Familie und den Hof zurück. „Und", flüsterte er mir, indem seine Augen fieberisch glänzten, mit unheimlicher Stimme zu, „ich habe es verdient, ich hab